

**Zeitschrift:** Der Freidenker [1927-1952]  
**Herausgeber:** Freigeistige Vereinigung der Schweiz  
**Band:** 10 (1927)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Emile Zola : zu seinem 25. Todestag  
**Autor:** Albin, A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-407471>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

tigte und dieses durch Zaubersprüche<sup>13)</sup> usf. behexte; das Bild aber musste Haare oder Nägel des zu Bezaubernden enthalten.

Die Haare sind im Orient Sitz überirdischer Kräfte (Simson, d. i. die Sonne; seine Haare sind die Strahlen, deren Kürzung Schwächung bedeutet) bzw. nisten darin gerne böse Geister (vgl. unseren Aberglauben, dass sich Fledermäuse im Frauenhaar verfangen. Ebenso heisst es im 1. Korintherbrief XI, 10: Die Frau soll die Haare bedecken wegen der »Engel«). Rabbi Schimson ben Jochai (130–160 n. u. Z.) lehrte, dass, wenn sich eine Frau mit entblößten Haaren zeigt, die bösen Engel kommen und sich darauf setzen, sodass sie mit ins Haus getragen werden und dort ihr Unwesen treiben können! Insbesonders ist das Haar Sitz der Lillith (in Goethes »Faust« warnt Mephisto vor den Haaren der Lillith.<sup>14)</sup>

Dass man dem kleinen Finger geheimes Wissen zuschreibt (»Mein kleiner Finger hat es mir gesagt....!«), mag vielleicht auf die sonderbare Ansicht der alten Aegypter zurückgehen, die (nach Plinius) meinten, vom kleinen Finger der linken Hand ginge geradewegs ein Nerv zum Herzen; darum tauchte man ihm beim Opfer zuerst in den Opfertrank.<sup>15)</sup>

Spiegel und Auge sind Symbole der Seele, hängen mit ihr zusammen; eine Japanerin hüttet ihren Spiegel wie ihren Augapfel und lässt ihn nie in die »Luft schauen«, (Näheres hierüber in meinem Aufsatz »Japanischer Aberglaube« in »Ich und du«, Wien, 3. Juli 1924.) Wie man bei uns sich freut, wenn einem morgens ein Rauchfangkehrer begegnet, dagegen geängstigt wird, wenn einem eine Katze über den Weg läuft oder eine Nonne begegnet, so gilt dem Inder als übles Vorzeichen, wenn er einem Bettelmönch begegnet. Gegen üble Vorzeichen<sup>16)</sup> schaut er in die Sonne, wir spucken aus oder machen mit den Fingern das »Hörnchen« usf. Die Inder halten Vollmond-

<sup>13)</sup> Vgl. meinen Artikel »Indischer Liebeszauber« in »Stimmen des Orients«, Kirchheim-Teck (Württemberg), 22. XII. 1922.

<sup>14)</sup> Japanische Mädchen dürfen keine frischen Blumen (Pflanzenelb!) im Haar tragen, sonst werden sie ihre Eltern auf dem Sterbebette nicht zu Gesichte bekommen; ein Unglück wird der Frau zustoßen, die eine Nadel ihrer Handarbeit ins Haar steckt und über die Schwellen geht. Wie Paulus die Korintherinnen mahnt, wenigstens ein Kopftuch zu tragen, soll auch der Helm (vgl. Epheserbrief VI, 10–18) gegen Dämonen schützen. Wie in primitiven Kulten daher der Medizinnmann, der besonders viel mit Dämonen zu tun hat, seinen Zauberhut besitzt, trägt auch der Bischof seine besondere Mithra (Investitur!). Vielleicht, dass deshalb auch die Juden an geheiligten Stätten — wo also überirdische Mächte walten — den Hut so ganz im Gegensatz zu christlichem Empfinden aufzuhalten, denn auch die Quäker, die sich »Lichtsöhne« nennen, tragen stets den Hut. Auch der Brautkranz soll gegen Dämonen schützen, ebenso der Lorbeerkrantz, den man ums Haupt legt (Offenb. II, 10). Klarer als Amulette — vom arabischen »chamala« — tragen — haben sich Heiligenbilder, Kreuze und Medaillons erhalten, die man um den Hals trägt.

<sup>15)</sup> Vgl. Markus VII, wo Jesus einen Taubstummen heilt, indem er ihm den Finger ins Ohr steckt. Die grösste magische Wirkung liegt im Blut des Menschen, das noch in der Bibel als »Sitz der Leibesgeister« bezeichnet wird; aus ihnen werden, wenn ein Lebewesen getötet wird, Rachegeister. Daher das jüdische Schächtgebot (vgl. meinen Artikel »Koscheres Fleisch« in »Freier Gedanke«, Bodenbach, 1. Juli 1926), das möglichst vollständige Entfernung des Blutes aus dem Fleisch fordert. Aehnlich waren Abendmahl, bei denen man glaubt, durch Verspeisen von Leib und Blut des Gottes (natürgemäß symbolisch) mit diesem wesenseins zu werden, schon in den ältesten Heidentümern gebräuchlich; sie gehen auf die Vorstellung der Kannibalen zurück, dass man durch Verzehr eines Lebewesens dessen physische wie seelische Kräfte in sich aufnehme!

<sup>16)</sup> Nach rabbinischer Ansicht steht jedes Volk, jede Tagesstunde, jede Pflanze unter einem besonderen Sterneneinfluss; die Ökkulte schreiben solch kosmische Einflüsse auch den Edelsteinen zu, durch die man sich oder andere gut oder schlecht beeinflussen könne. Schmucksachen sind also an und für sich Amulette (vgl. Gen. 35, 4; Ex. 11, 21. und 12, 36 f., Ex. 32, 2; Richter 8, 24 ff. usf.); aus ihnen erst werden Götzenbilder errichtet.

zu verwundern, dass es im 20. Jahrhundert noch Menschen gibt, die an solchen Kitsch glauben. Dass der Laie noch auf Taschenspielerkunststücke hereinfällt, ist noch zu begreifen; aber dass Akademiker und Leute der gebildeten Stände noch einer spiritistischen Sitzung beiwohnen und daran glauben, mutet an wie Fastnachtstreiben. Wieviel »materialistischer Geist« ist doch in einem Kaufhaus aufgespeichert! Tausende von Yards Faden liegen auf den kleinen Spulen und Kilometer von Gazeschleieren harren der Verwendung bei einer spiritistischen Sitzung!! Wirklich — gegen die Dummheit ist noch kein Kraut gewachsen, und wenn schon eines da wäre, so müsste man es in Extraktform mit dem Nürnbergerrichter eingesessen, damit es noch innerhalb nützlicher Frist zur Wirkung käme. Der ganze Vortrag war ganz im Sinne der freigeistigen Bestrebungen: Bekämpfung des Aberglaubens, wozu zweifellos auch »Magnetismus« und »Spiritismus« zählen. Dem Referenten sei Dank für seinen schönen Vortrag. -ss.

tage als glückverheissende Tage, wir den Freitag als Unglücksstag; wie ihnen z. B. ein Muschelarmband als glückbringender Schmuck gilt, glauben wir, dass Perlen Tränen einbringen.<sup>17)</sup> Zeichendeutungen und Einflussnahme auf die Zukunft liegen in der menschlichen Natur begründet, und naive Menschen können selbst heute noch an solchen Humbug glauben. Aber das Ineinandergreifen dieser Vorstellungen und der religiösen Dogmen ist so eng, dass notwendig eines das andere bedingt. Den Aberglauben bekämpfen und den Glauben stützen, hiesse also nur, der Hydra einen Kopf abschlagen, damit ihr zwei neue wünschen!

Weil der Storch das heilige Tier der Frigga, der germanischen Göttin der Mütterlichkeit war, lassen wir diesen elbischen Mittler noch heute die Kinder bringen. Weil die Sonne zu Ostern ins Zeichen Widder (hebräisch »Lamm«) tritt, issst man noch heute Lämmer und schenkt Osterhasen, die der alten Frühlingsgöttin Ostara geweihten Tiere (der sprichwörtlich fruchtbare Hase ist natürlich Symbol der Fruchtbarkeit). Weil die Sonne im September ins Zeichen der Wage (Gerichtswage), dem Symbol der Gerechtigkeit und Rechtsprechung tritt, haben alle Völker zu dieser Zeit die Gerichtthings, und die Juden feiern dann den himmlischen Gerichtstag Jöum hakippurim (Langer Tag) usf.

»Begründet« sind all diese Vorstellungen, wenn man das Gründe nennen will! Aber für ganz in der Jetzzeit lebende Menschen können solche Vorstellungen wohl nichts Beweiskräftiges mehr haben. Und da Glaube und Aberglaube eine Wurzel, dieselbe Ursache und Wirkung haben, so genügt es nicht, nur abergläubische Menschen zu verlächen, sondern man muss auch die Gläubigen aufklären, damit sie erkennen, wie sie sich immer mehr der Gefahr aussetzen — lächerlich zu werden!

<sup>17)</sup> Böser Blick und »Versehen« sind noch immer bei uns bekannt, und keine Schwangere wird sich einem hässlichen Anblick aussetzen. Im Alten Testamente erzielt Jakob durch Verschen der Schafe buntgespenkelte Lämmer, indem er ihnen in die Tränkrinne buntgeschälte Zweige von Weisspappel, Mandelbaum und Platane legte.

## Emile Zola.

Zu seinem 25. Todestag.

Von A. Albin.

Die geistigen und seelischen Kräfte, die von Emile Zolas Leben und Schaffen ausgingen, werden niemals zu wirken aufhören, es sei denn, dass die Erde in ein Paradies verwandelt würde, was fürs Nächste nicht zu erwarten noch zu erhoffen steht. Aber gesetzt den Fall, dass dies eintreten würde, so dürfte auch das auf die Wirkungen zurückzuführen sein, die von diesem ausserordentlichen Phänomen, das Zola hiess, ausgegangen waren. Mag man über seine schriftstellerische Leistung denken, wie man will; mag man seinen Büchern zum Vorwurf machen, dass hoher künstlerischer Reiz ihnen abgehe, dass sie nicht immer reinen Genuss gewähren, dass der überwiegende Intellekt hie und da einer pedantischen Tünche nicht zu entrinnen vermochte — man zielt damit immer nur in die Zehn einer in jeder Hinsicht dennoch mächtigen Individualität. Wenn in vielen Fällen den Wert einer Persönlichkeit das Wie ihres Wollens ausmacht, so ist hier dieser Wert um so höher anzuschlagen, wenn wir auch das Was des Wollens in Erwägung ziehen. Aus dem Wie und Was des Wollens ergibt sich erst der ganze Mensch; sie entscheiden über seine Grösse oder Kleinheit. Künstlerisch gesehen wird sicherlich Balzac mit seiner Comédie humaine vor Zola zu stehen kommen, von sozial-menschlicher Schau aus wird Zola seinem Vorgänger den Rang ablaufen. Was gemeinlich Dichtung genannt wird, das war für Zola nur Mittel, Wahrheit zu suchen und zu künden, Wahrheit um jeden Preis, selbst um den Preis des Schönen, wenn diese Wahrheit eben kein Schönes barg. Nicht Dichtung, sondern Wahrheit wollte er geben. Zola hatte gar zu tief und scharf in das Getriebe und die Wirrungen des Lebens geschaut; er hatte daraus manches gehoben, was anwiderte und ergriff zugleich, und sah es sich als Aufgabe an, das Gehobene so darzubieten, wie er es in der Wirklichkeit gefunden hatte, ohne durch parfümierte Schleier oder verguldete Rahmen über Art und Wert des Gebotenen hinwegzutäuschen. Er nahm nicht Illusion für Wahrheit und wollte, dass

auch die Menschheit sich durch derlei nicht beirren noch trügen liesse. Er machte sich die naturforschende Methode zu eigen, verzeichnete mit peinlicher Genauigkeit und Gründlichkeit seine Beobachtungen, und seine Werke sind in ihrer Naturtreue gewaltige Dokumente der Zeit, Zeugnisse betörenden und betörten, folternden und gefolterten Menschthums. Zola gibt keine Romane des Lebens, sondern das Leben schlechthin in der Vielfalt seiner unterbundenen Aufschwünge, Verzerrtheiten, Niedertrachten. Was Schönes kann da einem solchen Leben entnommen werden? Zola liess sich von den Seligsprechern keine Idylle vormachen. Als ein »triste métier« bezeichnetet er den Beruf des Dichters — und ein triste métier ist immer noch das Leben für denjenigen, der mit verheissener Seligkeit und Jenseitstrost sich nicht bescheidend den Himmel den Engeln lässt und selbst auf festem Erdgrund stehen und sein Meeschentum menschenwürdig ausleben will. Zola schuf das für nachfolgende Dichtergenerationen so wichtige »Milieu« oder vielmehr, er zeigte, wie das Leben und Wesen des Menschen aus dem Milieu heraus, in das er hineingestellt ist, sich zum Guten oder Bösen entwickeln. Mit nie verzagendem Mut und ücksichtsloser Offenheit malt er die niedrigsten, wütesten Leidenschaften der Menschen; von den den Massen eingepfosten Lüge und Heuchelei frei, schreit er laut hinaus, der Erdenwandel sei keine Idylle, im Weltbild seien Gaukeleien, seien Schatten und Dästernisse, das Leben sei durch den Menschen zu einem triste métier für die Menschen geworden. Durch den Menschen für die Menschen! Da nähern wir uns der übermächtigen Grösse dieses Mannes, der Dichter war und Kämpfer zu sein niemals aufhörte. Man verringert den Wert des Dichters keineswegs, wenn man in der Spezies Zola den Menschen über den Dichter stellt. Der Mensch wandelte auf Höhen und bildet einen nicht wegzudenkenden Ring in jener Kette, die den Weg des menschlichen Geistes bezeichnet, wenn auch nicht immer durch das Erreichte, so doch sicherlich durch das Gehante und Ersehnte, durch das Gedachte und Gewollte. Zola gehört zu jenen Geistern, die durch Flüstertrost nicht einzuschläfern, durch Glockenklang nicht zu betäuben, durch Weihrauch nicht zu betören sind. Seine Augen schliessen sich nicht, wenn sie Not und Elend sehen, und sagen nicht, es liege in »Gottes Rat«, dass es den Prassern zuliebe Elende gäbe und dass sie jämmerlich verkämen; sein Herz ist von heißer Menschenliebe gar zu heftig bewegt, als dass es die Schreie der Lüge und Hymnen der Perfidie nicht überschrie; seine Sinne sind gar zu wach, als dass sie vergessen könnten, dass es eine Erdenseligkeit gebe, um die man mit Verheissungen himmlischer Zuckersorten nicht betrogen werden will. Sein ganzes Wesen sträubt und empört sich gegen die Denkfaulheit und Herzensträgheit der Massen, die sich Wasser statt Wein bieten lassen, es hinnehmen, ja! und sogar so tun, als ob sie in Wahrheit sich daran berauschten — als ob sie die ihnen aufgedrängte Lüge und Selbstlüge nicht bemerkten. Sein Herz vollends vermag es nicht zu erfassen, wie die Menschen das von dem Menschen geschaffene Uebel als ein gottgewolltes sich einreden lassen, als ein Vollkommenes, an dem zu rütteln oder zu röhren »Sünde« wäre, Untergraben der »Autorität« und »Tradition« bedeutete. Zola zieht gegen die Tradition des Trugs zu Felde, gegen die Autorität der Lüge — wo immer sie sich breit macht: sei es auf sozialem, religiösem oder moralischem Gebiet — ein Ritter ohne Furcht und Makel, mit nichts anderem als mit einem Herzen voller Güte ausgerüstet. Dem Schacher, der mit Hölle und Seligkeit getrieben wird, sagt er den Kampf an; die geheiligen, mit Blendwerk und »Gottes Rat« begründeten Götzen der Bedrückung, Gewalt und Willkür fällt er mit der Schärfe seines Wortes und seiner Sicht. Dass er von vielen, zumal von diesen, die die Volksmassen gerne in Kindheit zu erhalten streben, befehdet, angefeindet und angespielt wird, spricht nicht minder für seinen Wert und seine Grösse. Seit jeher sind die Augenöffner den Augenschliessern unbequem gewesen. Die Auguren, die sich gegenseitig bedeutungsvoll zulächeln, wenn sie unter sich sind, dulden es nicht, dass man ihnen auf offenem Markte die Maske vom Gesicht reisst, wohlwissend, dass hinter dieser ihrer Maske nichts als eine Fratze zu ersehen ist. Sie haben triftigen Grund, so einem Maskenreisser feind zu sein und feien sich gegen ihn, indem sie ihn Baal und Belzebub heissen — Namen,

die danach angetan sind, der denkträgen oder gar hirnlosen Menge diesen Maskenreisser, Fratzenenthüller gehörig zu verekeln. Es gab Zeiten, wo dies Verfinstern und Verdummen »schöne« Früchte trug. Sie sind vorbei, diese Zeiten. Die Masse wagt es schon, die Augen zu öffnen, sie tut sie immer weiter auf, durchschaut die Auguren und nicht minder ihr lichtscheues Geschäft, wendet sich allmählich von ihnen ab und jenen bislang verekelten Baals und Belzebubs zu. Der menschliche Geist macht Siebenmeilenschritte, aber das Wesen Mensch kommt ihm nur schneckenhaft nach.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit Zolas Tod vergangen. Sein Geist war um Jahrhunderte der Zeit vorausgeileit, aber seit seinem Ruf und Scheiden ist die Menschheit im Ganzen kaum um einen Tagesmarsch weitergekommen. Zola war der Ankläger einer korrupten, auf Unverstand anderer wuchernden Gesellschaft (mit der es bis heute noch nicht aufgeräumt ist), deren Barbarei er in allen ihren Formen, Einrichtungen und Taten aufdeckte; in ihrem Glauben, in ihrer Justiz, in allen ihren Lügen, die darauf ausgehen, den Mitmenschen zu prostituiieren und auszubeuten, seine Rechte ihm zu versagen, seine Wünsche abzutöten, seine Lebensdränge zu unterbinden und ihn so sehr zu entmenschen, dass er seiner Würde blass und ledig sich zu einem vernichtenden Werkzeug von eben dieser Barbarei verwenden lasse — im Sinne einer wohlfeilen Botschaft, die wirklich nur noch die Armen im Geiste zu befriedigen vermag und die besagt, es sei alles in bester Ordnung, wenn es Nutzniesser und Ausgebeutete, Prasser und Elende, Bedrücker und Bedrückte, Henker und Gehenkte gebe. Dieser Botschaft stellt Zola die Evangelien der »Fruchtbarkeit«, »Arbeit«, »Wahrheit« und »Gerechtigkeit« entgegen. Weckrufe sind seine Bücher, Mahnungen und Wegweiser in eine neue Weltordnung, da die bisherige, von Kirche, Staat und Tradition geheiligte und gestützte morsch ist, faul durch und durch, brandig vom Gift der Lüge, auf der sie aufgebaut ist. Ein Koloss, der auf tönernen Beinen steht und nur dank den »Institutionen« welche Achtung vor der »Tradition« (und sei es auch Tradition der Lüge und Gaukelei) lehren, immer noch besteht. Vor jahrtausendalten Lügen sich beugen, ihnen und dem »Reich Gottes« Ewigkeit und Unfehlbarkeit zuerkennen, von Scharlatanen und Gauklern sich duldend nasführen und aussaugen lassen, ihnen zuliebe der Lebensfreude entsagen und eigenes Leben »mit Entzücken im Herzen« verströmen lassen —: das heissen sie Tradition und gute alte Sitte. Alt mag sie wohl sein, die Sitte — aber gut? keinesfalls. Alle tiefer schauenden und schürfenden Geister haben seit jeher deren Güte nicht nur angezweifelt, sondern auch deren Hohlheit blossgelegt. Zu diesen gehört auch Emile Zola. Von seinen vier Evangelien hat er drei in Büchern verkündet, das vierte, das der Gerechtigkeit durch die Tat erwiesen. Mit seinem »J'accuse«, dem Eingreifen in den Fall Dreyfuss hat er der Welt die schändlichste Fratze einer verfaulten Gesellschaft enthüllt, der aber die Kirche Segen und Stütze niemals versagte. Es ist selbstverständlich, dass Zola auch an dieser alleinigen Inhaberin des Segensmonopols achtlos nicht vorbeigehen konnte. »Lourdes«, »Rom« und »Paris« sind Speerwürfe eines Giganten gegen den »allgütigen« Gott und die allein seligmachende Kirche. Wer diese drei Werke gelesen hat, weiss, wie es um die »höchsten Menschengüter« bestellt ist, so sie Glaube, Demut und Gehorsam heissen.

Ein grosser Mensch ist vor 25 Jahren von uns abgegangen. Ein grosser Mensch? Vielleicht nur: ein Mensch schlechthin, dessen Herz blutete, wenn er sah, wie der mit Blindheit geschlagene Mitmensch sich dazu hergab, von der Lüge sich beherrschen, treten und verzehren zu lassen, im Sinne eines »höhere Idee« genannten Wahns, der niemals ihm, wohl aber seinen »Führern« zugute kam. Das Hinausschreien dieser Wahrheit macht den tiefen Sinn von Zolas Leben aus. Wahrheit gab er, nicht Dichtung. Er hat ein geistiges Erbe hinterlassen, an dem sich Jahrhunderte noch stärken werden. In diesem Erbe lebt er fort. Ehre ihm, der unserem Geiste so viel zu denken, der Menschheit so vieles noch auszuführen aufgegeben hat: dem Menschen das Menschthum wiedergewinnen helfen. Ein würdiges Pensum!